

es jedenfalls nicht bereuen, meinem Rathe gefolgt zu sein. Aber wie gesagt —

Herr Wirsing junior war ein Pflegesohn des alten Herrn Wirsing. Er wußte, welche Summe von Dankbarkeit er dem alten Herrn, der ihn in frühesten Jugend in sein Haus aufgenommen und ihn stets wie seinen rechten Sohn behandelt hatte, schuldig war. Er war stets bemüht gewesen, die Wünsche seines Adoptivvaters zu erfüllen, und nun mußte er gerade einem Hauptwunsche desselben Widerstand leisten; wenn nur eben nicht das fatale Gelöbniß in jener Nacht bei Corignan gewesen wäre. Flüsterte ihm doch immer und immer wieder eine geheime innere Stimme zu: „Warte noch, warte noch, Du wirst Sie noch wiederfinden.“ Heute Vormittag nun war die ihm bestimmte Braut, eine junge, schöne Französin, aus Paris mit ihrer Tante angekommen, und heute Nachmittag sollten sich die jungen Leute kennen lernen. Die junge Dame, eine Nichte des Herrn Avrincourt in Paris war merkwürdiger Weise kurz nach dem Friedensschlusse von einer seltsamen Unruhe und Sehnsucht nach dem feindlichen Deutschland ergriffen worden und ruhte nicht eher, als bis der liebenswürdige Onkel ihrem hartnäckigen Wunsche „à Berlin“ nachgegeben hatte. Er hatte sich an seinen Geschäftsfreund in Berlin gewandt, diesem zunächst die Damen freundlichst empfohlen, und da Herr Wirsing dem Franzosen ebenso freundlich entgegen kam, hatte sich zwischen Beiden ein lebhafter, aufergeschäftlicher Briefwechsel entsponnen, dessen Schluß-Refrein auf beiden Seiten war: „Wenn die beiden jungen Leute einander mögen, bon, ich habe nichts dagegen.“

„Sehen Sie, bester Herr Wirsing“, hob Herr Wirsing junior nach einer Weile an, „die Geschichte ist gar zu gefährlich. Wenn ich nun meiner Braut von Corignan untreu werde, mich hier verlobe und nun plötzlich meine Louise vor mich hinräte — was dann?“

„Ach was“, sagte Herr Wirsing senior, „Deine Louise hat Dich längst vergessen.“

„Das ist nicht möglich. Wenn sie wüßten —“
„Um Gotteswillen, ich weiß Alles. Thue mir den einzigen Gefallen und erspare mir diese Wunder-Geschichte heute, die ich mindestens zum siebzehnten Male hören würde.“ (Schluß folgt.)

Furchtlos und treu.

Historische Novelle von Schmidt-Weissenfels.
(Fortsetzung.)

Diese wunderbare Beredsamkeit, welche dem Munde des jungen Handwerksburschen entströmte, hatte einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Offiziere gemacht. Unruhig hatten sie erst auf ihren Sesseln sich hin und her bewegt, Zorn und Aerger in den Mienen; dann begann einer nach dem andern gespannt aufzuhorchen; die Gesichter wurden bleich und finster; manch frommer Kriegsmann dabei fühlte sich mächtig von dem Racheruf ergriffen, den der vorher so verachtete Bursch wie im Prophetentone erdröhnen ließ. Der Prinz selbst hatte das Haupt in die Hand gestützt und bleich und träumerisch zugehört. Was schon vorher ihm räthselhaft sein Gemüth bedrückte, durch diese furchtbaren Worte des schlichten Menschen schien ihm die Ursache davon klar geworden zu sein. Ein Todesahnung kam über ihn, ein geheimes Grauen, daß es in den nächsten Stunden wohl so kommen könne, wie in wachsender Erregung der Sinne der Angeklagte geschildert.

Minuten lang, nachdem Eberhard gesprochen und in Selbstverunkenheit nun vor sich hinstarrte, wahrte ein feierliches Schweigen im Zimmer. Regungslos saßen die Offiziere auf ihren Plätzen; der Auditor blickte wie erschreckt auf den Helden dieser unerwarteten, unbegreiflichen Scene; selbst die beiden Wachen Eberhards ließen nachdenklich ihre Köpfe mit Jopf und steif gewickeltem Schnurrbart hängen, auf das Gewehr vor sich gestützt.

Endlich riß sich der Prinz aus seinem Brüten empor und damit kam Bewegung und Leben in den verzauberten Kreis zurück. Er befahl den Wachen, Eberhard hinaus zu führen, und als dies geschah, musterte er die Gesichter der um ihn sitzenden Offiziere und sagte dann:

„Ein seltsamer Bursch: ich möchte seinen Tod nicht auf mein Gewissen nehmen.“

Es war auch kein Einziger unter den Richtern, welcher im Widerspruch damit ein Schuldig sprach, und der Auditor interessirte sich jetzt so wenig dafür, daß er nicht ein Wort der Ueberredung versuchte.

Der Prinz ließ Eberhard wieder eintreten.

„Du bist frei“, sagte er dann wohlwollend zu ihm. „Aus Deinen Worten haben wir die Ueberzeugung von Deiner Schuldllosigkeit gewonnen; aus den Briefen, die Du bei Dir trugst, habe ich geschlossen, daß Du ein wackerer Sohn und Mensch bist. Dein französischer Paß wird konfisziert; Dein Wanderbuch und Deine Briefe gebe ich Dir zurück. Du kannst nun gehen.“

Waren es diese theilnahmewollen Worte des Prinzen, oder die wider Erwarten dennoch erfolgte Freisprechung — Eberhard fühlte sich überwältigt und stammelte nur brachte er Worte des Dankes gegen den Prinzen hervor.

Als er darauf, ein freier Mann, wieder die Straße betrat, da war ihm, als sei die Welt anders wie sonst,

als sei der Himmel, der sich über den lichten Oktobertag spannte, heller denn früher, als wären inzwischen alle Menschen bewegter und geschäftiger geworden. Wie berauscht athmete er tief auf, und seine trunkenen Augen blickten mit so naiver Neugier umher, wie die eines Kindes.

Es war in der That auch ein ungewöhnliches Treiben und Leben in den Straßen und immer auf-fälliger entfaltete es sich. Der Schrecken indessen war es, welcher diese Bewegung bewirkte, der Schrecken des Krieges. Die Franzosen hatten den Angriff auf die Vorposten unternommen. In wilder Jagd stürzten einzelne Reiter in die Stadt, um den Prinzen zu benachrichtigen; das Volk sammelte sich angstvoll an den Straßenecken; Truppen rückten auf, Kanonen fuhrten ab, Signale tönten durch die Luft, Geschützdonner dröhnte dumpf aus der Ferne herein. Dann sah man Prinz Louis Ferdinand mit seinen Offizieren und Adjutanten davon sprengen, dem Schlachtfelde zu. Eine Stunde, noch eine der banger Erwartung, und es war, als wenn Weheruf die Lüste erfülle. Reiter und Fußvölk kamen in wilder Flucht zurück, Verwundete brachte man auf immer sich folgenden Bauernwagen. Geschrei und Gestöhn, Flüche und Jammerrufe mischten sich im schredlichen Gedränge durch einander. Verloren war der Tag von Saalfeld, so schrie man es von Mund zu Mund, und Prinz Louis Ferdinand war gefallen unter den Säbelhieben des ihn verfolgenden Feindes.

6.

Vorüber war auch dieser Krieg von 1806, in welchem wie durch Wetterfisch der Staat Friedrichs des Großen niedergeworfen worden. Ganz Deutschland lag damit einmüthig zu den Füßen des französischen Eroberers. Alle Besseren waren gebeugt durch die Schmach, die über das Vaterland gekommen; überall war die Fröhllichkeit des Volkslebens erloschen, auch da, wo, wie in Württemberg, der letzte Unglücksschlag nicht direkt empfunden worden war.

Dorle, des Eckbauers Tochter, hatte noch einen besonderen Grund, ihr blondes Köpfchen schwermüthig hängen zu lassen und mit den blauen Augen nicht mehr wie sonst lustig und zuversichtlich in die Welt zu blicken. Sie mußte Krieg um ihr Herz führen, allein, und der Sieg war sehr zweifelhaft.

Eines Tages war ihr Vater gekommen und hatte ihr mitgetheilt, daß sie des Müllerssohnes Johann Claus Weib werden solle. Der hatte in letzter Zeit viel und mit verliebten Augen nach ihr geschaut und war dann einmal beim Eckbauer gewesen, um anzufragen, ob er dessen Mädel als seine Frau heimführen könne. Der Eckbauer war kein wohlhabender Mann, und der Müllerssohn hatte ein schönes Erbe zu erwarten. Es war also eine gute Parthie, die Dorle mit ihm machen konnte, und der Eckbauer dachte wie die meisten seines Gleichen, daß dies beim Verheirathen der Kinder die Hauptsache sei. Auch seine Frau war solcher Meinung, schon weil sie nimmer gewagt hätte, gegen ihren barschen, herrischen, wortkargen Mann einen Widerspruch zu führen. So war denn der Eckbauer zum Müller gegangen, der einen Büchsen-schuss weg vom Dorfe am Bach sein Anwesen hatte, um zuvor mit diesem über den Fall zu verhandeln. Der Müller schien zwar nicht recht zufrieden zu sein, daß das arme Dorle seine Schwiegertochter werden sollte, doch erhob er ernstlich keinen Anstand, weil er das Mädel sonst gern hatte, wie er sagte, und seinem von ihm verwöhnten Sohne auch zu Wünschen sein mochte. Die Alten wurden denn einig mit einander über diesen Handel und darauf hin hatte der Eckbauer seinen Willen ohne viel Rederei dem einzigen Tochterlein kund gegeben.

So leicht ließ sich Dorle indessen nicht fangen. Es fuhr ihr zwar kein geringer Schreck in die Glieder, als ihr der Vater seinen Beschluß ankündigte, doch faßte sie sich schnell und beschloß eine regelrechte Vertheibung gegen den unvernünftigen Ueberfall.

„Ja“, antwortete sie lechlich, „wie kommt nur der Müller-Claus dazu?“

„Wird's Dir schon sagen“, warf der Vater ein, welcher in dieser Frage nichts Auffälliges fand.

„Das mein' ich auch. Wüßte nicht, daß wir Beide schon davon gesprochen hätten.“

„Wird nicht ausbleiben, das versteht sich.“

„Und weiß auch nicht, Vater, ob wir dann einig werden.“

„Dummheiten!“ schalt er. „Die Sache ist schon abgemacht.“

„Ohne mich? Ei, Vater, Du wirst doch Deine einzige Tochter nicht verhandeln? Das könnt' ja mein Unglück sein, und was hättest Du davon?“

Der Alte hielt diese Einwände für eitel Weibergeschwätz. Er kannte die Schalkhaftigkeit seines Dorle und sie behagte ihm auch gewöhnlich. Wenn sie sich jetzt darin gefallen wollte, den Müller-Claus noch etwas zu necken, so machte er sich darüber keinen Kummer. Die Ehe war bei ihm beschlossen, folglich mußte Dorle damit einverstanden sein. Anders zu denken ging dem Eckbauer gar nicht in den Sinn.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Ein ganz merkwürdiger Eisenbahn-unfall, wie er nicht alle Tage vorkommen dürfte,

hat sich am 27. August zu Hagen i. W. zugetragen. Auf dem ca. 6 Minuten Fahrzeit von dem dortigen Hauptbahnhofe entfernt liegenden Bahnhofe Oberhagen rissen sich — durch welchen Zufall, ist noch unaufgeklärt — vier beladene Wagen, drei Kohlen- und ein Güterwagen, los und jagten die ziemlich bergab gehende Strecke nach dem Hauptbahnhofe entlang. Die Wagen rasten über die vor dem rechten Seiten-Perron befindliche Drehscheibe, zertrümmerten den steinernen Perron und drangen in das ca. 7 m vom Geleise entfernt liegende Stationsgebäude. Die im Wege befindlichen Pfeiler wurden zertrümmert, und drangen die Wagen durch die Außenwand des Stationsgebäudes, in dasselbe eine ca. 4 m breite klaffende Lücke reißend. Der Anprall war so gewaltig, daß sogar ein Theil der zweiten Wand, die mit dem Damenzimmer des Wartesaales in Verbindung ist, zum Theil demolirt wurde. Das Zimmer, in welches die Wagen hineinramten, war die Küche der Bahnhofrestauration, die nun einen Trümmerhaufen dar-bietet. Den in derselben beschäftigten Mädchen gelang es, kurz bevor der Unfall sich ereignete, da sie die Wagen kommen sahen, sich zu retten. Während drei Wagen nur zum Theil beschädigt sind, ist der vierte total zertrümmert.

— Zur jetzigen Zeit des Obstessens sei im Interesse der Kinder darauf aufmerksam gemacht, kein Obst mit schwarzen Punkten oder abweisbaren Flecken zu kaufen. Durch wissenschaftliche Untersuchung ist festgestellt worden, daß letztere eine Art Pilze sind, die in der Luftröhre sich vermehren und dann Reuchhusten veranlassen. Man genieße kein Obst, ohne es zu schälen oder wenigstens die Schale abzureiben.

— Eine tragikomische Wanderverscene eignete sich bei den Regimentsübungen in der Nähe von Köslin. Unter den Zuschauern befand sich auch ein Landgerichtskanzlist T. Als nun das Regiment deployirte, hatte T. sich nicht so schnell aus der Marsch-richtung der Truppe entfernen können. Der Regimentsadjutant sprengt an ihm vorbei, ein Husaren-offizier folgte; als jedoch Herr T. dessen Pferd gerade auf sich zu galoppiren sah, ergriff ihn die Angst, und er spannte den Regensschirm auf, um sich dahinter zu retten. Das Pferd des Husarenoffiziers, das wahrscheinlich sonst ruhig vorbeigejagt wäre, nahm den aufgespannten Regenschirm für eine Barriere und setzte darüber hinweg, jedoch nicht ohne den Herrn T. in den Sand zu strecken. Es eilte sofort Hilfe herbei, der Stabsarzt untersuchte den Verunglückten und constatirte eine leichte Verletzung des Schienbeines, welche wahrscheinlich durch einen Tritt des Pferdes verursacht worden war.

— Eine hübsche Anekdote berichtet man aus Greiz: Dasselbst schritten dieser Tage zwei Herren, die aus dem Gewächshaus des fürstlichen Parks kamen, auf die Vorderfront des Sommerpalais des regierenden Fürsten zu, sie wurden jedoch von dem dort stehenden Posten mit den Worten: „Meine Herren, hier ist der Eintritt verboten“, am Weitergehen verhindert. Ohne dem strammen Krieger etwas zu erwidern, lehrten die Herren um und betraten von der Rückseite das Palais; die Herren waren — der regierende Fürst und sein Garteninspektor.

Erklärungen überflüssig.

„Euskirchen, Rheinpr., den 25. Juni 1883. Seit 8 Jahren litt ich an Athemnoth und Brustbellemmungen ganz unerträglich. Trotz aller Hülfen, die mir gerichtet wurde, trotz aller nur denkbar erreichbaren sog. Hausmittel, die ich anwandte, trotz den sehr vielen Heilmitteln, wie solche angepriesen wurden, die ich ebenfalls in meiner Noth und Hilflosigkeit, immer in der Hoffnung, endlich wenigstens doch eine gelinde Besserung zu verjapen, versuchte, blieb mein Zustand nicht allein hartnäckig anhaltend, sondern verschlimmerte sich zuweilen, so daß Alle, die mich kannten, das Schlimmste für mich in naher Zeit als unausbleiblich hielten; ich selbst war mir schließlich nur zu bewußt, wie dies enden würde und hatte mich im Stillen schon in mein Schicksal gefügt. Da bekam ich Kunde von Ihren Schweizer-Pillen, die ich eben, wie auch die früheren Mittel, mit begreiflichem Argwohn betrachtete: dennoch wagte ich einen Versuch, indem ich mir in der Apotheke 1 Schachtel bestellte; seit dieser Zeit sind mehr als 1 1/2 Jahre verflossen. — Ihre Pillen haben mir den denkbaren Dienst geleistet, nachdem ich solche eine längere Zeit regelmäßig angewendet, fühlte ich mich schließlich so weit von meinem Leiden befreit, daß ich beschloß, den Gebrauch der Pillen einstweilen einzustellen, doch nach kurzer Pause mahnte mein sich wieder bemerkbar machendes Leiden zur erneuerten Anwendung, jetzt, wo ich solche regelmäßig in geringen Portionen nehme, bin ich Gott sein Dank so wohl und rüstig, daß ich beinahe mich wieder so wohl fühle, wie in meinem ehedem besten und gesündesten Jahren, selbst schwere körperliche Arbeit vermag ich ohne Athmungsbeschwerden stundenlang auszuführen. — Ich fühle mich veranlaßt, dies hiermit dem Herrn Reich. Brandt mitzutheilen, bemerke dabei, daß derselbe in keiner Weise mich direct oder indirect versucht hat, ein Zeugniß über seine Pillen auszustellen, sondern, daß ich es einfach als eine Menschenpflicht halte, allen meinen Leidensgenossen dies ausgezeichnete Hülfsmittel dringend zu empfehlen, und können Sie hiervon geeigneten Gebrauch machen. Achtungsvoll Ihr dankbarer Johann Haag. Bildhauer.“ An Herrn Richard Brandt, Apotheker in Zürich, Schweiz.

Hauptverhandlungen

bei dem königlichen Amtsgerichte zu Eibenstock
den 5. Septbr. 1883.

Vormittags 9 Uhr: in Privatklagen des Auguste Tauscher in Carlsefeld gegen Anna Seifert daselbst;